

Der Tiger im Ohr

Eindrücke vom 5. Internationalen Kongress für Kirchenmusik vom 21. bis 25. Oktober in Bern

Über fünfzig Veranstaltungen, Konzerte, Gottesdienste: Der 5. Internationale Kongress für Kirchenmusik bot ein reichhaltiges Programm. Im Zentrum: das Zusammenspiel von gottesdienstlicher Feier und zeitgenössischer Musik.

Marianne Weymann – Wimmernde, an- und abschwellende Töne, ab und zu ein Pfiff wie aus einer Lokomotive: Wie Orgelmusik klingt das nicht. Ist es aber. Hier erklingt zum Auftakt des Berner Kongresses für Kirchenmusik die von Daniel Glaus entwickelte «winddynamische Orgel» (RP 15/42). Und so erlebt der Besucher, die Besucherin gleich von Beginn an, was es heissen kann, «der Kunst ausgesetzt» zu sein, sich von ihr überraschen, befremden, vielleicht auch verstören zu lassen.

Daniel Glaus, der Windorgelspieler, ist nicht nur Münsterorganist und Musikwissenschaftler. Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass nach achtzehn Jahren wieder ein Kirchenmuskongress in Bern stattfand. Es sei wieder an der Zeit gewesen, etwas gegen das Auseinanderdriften von zeitgenössischer Musik und Kirche zu unternehmen, sagt er.

«Der Kunst ausgesetzt» – das war ursprünglich das Motto des Kongresses. Es spielt an auf die empörte Reaktion einer Zuhöre-

rin auf dem letzten Kirchenmuskongress von 1997: «Sie haben nicht das Recht, uns ungeschützt der Kunst auszusetzen.» Später kam noch ein zweites Motto hinzu, eine Gedichtzeile von Kurt Marti: «Ist Klang der Sinn?»

Andachten und Uraufführungen

Sich der Kunst aussetzen, das konnte das Publikum auf vielfältige Weise: mit Orgelspaziergängen, musikalischen Morgen-, Mittags- und Abendandachten, hochkarätigen Uraufführungen – und gelehrten Diskursen, bei denen eifrig über das Verhältnis von neuer Musik und Kirche debattiert wurde.

Lennart Dohms:

«Man kann den Tiger aus dem Urwald holen, aber nicht den Urwald aus dem Tiger.»

Denn um dieses Verhältnis steht es nicht zum besten. Die Entfremdung komme von beiden Seiten, sagt der Theologe und Musiker Lennart Dohms. Die jüngeren Komponisten hätten nichts mehr mit Kirche zu tun, die Kirche führe kaum neue Werke auf. Aber, so Dohms: «Man kann den Tiger aus dem Urwald holen, aber nicht den Urwald aus dem Tiger.»



Avantgarde im Berner Münster: Saxophonist Christian Roellinger im Schlussgottesdienst.

Der Urwald ist in diesem im weiteren Verlauf des Kongresses viel zitierten und auch strapazierten Bild die Kirche, der Tiger die Musik. Also: Man kann die Kirche aus der Musik holen, aber nicht die Kirche aus der Musik. Der Tiger muss zurückgebracht werden, weil der Urwald seine Heimat ist.

Aber will der Urwald seinen Tiger überhaupt wieder haben? Ein Schlüsselwort in diesem Kontext ist: Zumutbarkeit. Wie viel kann man einem durchschnittlichen Kirchgänger an Avantgarde zumuten? Wie sehr darf man ihn «der Kunst aussetzen», ohne dass er vor dem Tiger flüchtet?

Musik als Religionskritik

Hier war die verbreitete Meinung: Dem Hörer, der Hörerin kann oder muss sogar einiges zugemutet werden. Bei der Musik in der Kirche gehe es gerade nicht um Schlagsahne oder «Zuckerguss» (so Hymnologe Andreas Marti zum «Bund»), sondern um «Salz». Es gehe nicht um die Befriedigung von Hörererwartungen, sondern um «Musik als Religionskritik», nicht um «Wohlfühl-Spiritualität», sondern um Musik als «kritische, widerständige Stimme in der Gesellschaft», so der Präsident des Kongresses Thomas Gartmann.

Es kommt wohl einmal mehr auf die richtige Mischung an, auf das Gleichgewicht zwischen erfüllter und unerfüllter Erwartung. Und darauf, dass die Gemeinde

Anteilhabe und Gemeinschaft erleben darf, aber nicht muss.

Wie das funktionieren könnte, zeigte der Abschlussgottesdienst am Sonntag, in dem das Werk «Gebet» des Komponisten Lukas Langlotz zur Uraufführung kam. Der rote Faden des Werks ist das Unservater. Es gehe ihm darum, die «emotionalen Elemente des Textes durch die Musik auszuloten», sagt der Komponist, und so durch «Dialog und Konfrontation» zum «Gottesdienst als Gesamtkunstwerk» beizutragen – auch wenn es sich um «verrückte Musik» handele.

Vielleicht den wichtigsten Part hat ein Countertenor, der im Rezitativ Texte vorträgt, die von der Suche nach dem abwesenden Gott erzählen, aus dem Thomas-evangelium, von Meister Eckehart, aber auch von Friedrich Nietzsche.

Hier stimmt die Mischung. Weil es im Rahmen des Kunstwerks Platz gibt für «liturgische Fenster», in denen die geläufigen Gottesdienstelemente wie Predigt, Fürbitte oder auch Gemeindegesang stattfinden. Der Hörer, die Hörerin ist nicht der geballten Kunst des Werks auf einmal ausgesetzt, sondern kann auch in Gewohntes eintauchen. So können seltsame Dissonanzen, Überlagerungen oder plötzliche Fortissimi Störungen im besten Sinn bedeuten, ein Weckruf aus der Trägheit des Gewohnten, ein Klang, der Sinn hat. Oder Sinn ist?



Daniel Glaus an der winddynamischen Orgel (links), Countertenor Kai Wessel und Saxophonist Raphael Camenisch (rechts).